

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

260 (7.11.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 52

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 52. Karlsruhe, Donnerstag den 7. November 1907. 27. Jahrgang.

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme. (Nachdr. verb.)

„Ich kann nicht,“ hauchte sie, auf ihrem Stuhle zusammenbrechend.

„So weiß ich nur noch eins zu tun: ich will Sie dem Ingenieur Born gegenüberstellen — möge eins dem andern seine Behauptung ins Antlitz wiederholen.“

„Um Gottes willen, nur das nicht,“ stöhnte das Mädchen, aber der Assessor rief entschlossen den Gefängniswärter herbei und befahl ihm, den Ingenieur unverzüglich herbeizuholen. Jsa lehnte sich in ihren Stuhl zurück, ihr Gesicht vergraben in ihren Händen. Born trat ein und blieb vernichtet von dem Bild, das sich ihm darstellte, an der Türe stehen.

„Was — was soll das, Herr Assessor?“ rief er in schmerzlicher Entrüstung. „Warum mir, warum ihr das?“

„Um der Wahrheit willen,“ versetzte düster der Beamte. „Hier stehen Sie, hier die andere Beschuldigte — erklären Sie vor ihr, was Sie mir beteuert und sie, die soeben ihre Verschuldung offenbart, mag Ihnen antworten!“

„Sie — Sie haben das getan, Jsa?“ rief Born entsetzt. „Was haben Sie gemacht, Unglückliche!“

Ohne ihn anzusehen, entgegnete sie leise, sie habe nur getan, was sie ihm schuldig sei. „Wie erbärmlich wäre ich, wollte ich Ihr Opfer annehmen, Herr Born — ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Gehen Sie — und vergessen Sie mich.“

Es klang eine schmerzvolle Ergebung aus ihrem Tone noch mehr als aus ihren Worten. Ulrich stand von fern an der Türe, erschüttert wie nie in seinem Leben. Wolfgang betrachtete die Unglückliche mit einer Miene unendlichen Wehs.

„Sie vergessen — o ich kann es niemals — o Jsa — Sie — nein, es ist nicht möglich, nehmen Sie die Qual von mir, die unerträglich ist — Sie waren also doch —“

Unfähig, auszusprechen, was ihm so grausame Folterqual bereitete, verstummte der Ingenieur.

Da kehrte sie sich ihm zu. Mit einer plötzlichen, hastigen Bewegung schenkte sie halb das schöne Haupt herum, aus einem marmorbleichen Antlitz starrten ihm zwei blaue, tränenglänzende Augen mit unbefehrblich gramvollen Ausdruck entgegen. Ihre Hände streckten sich wie anklagend gegen ihn aus.

„Warum zweifeln Sie an etwas, von dem Sie doch innig überzeugt sind? Sie haben mich gesehen, Sie haben mich zuerst angeklagt!“

„Ja!“ Erschrocken wich er zurück. „Wie hart reden Sie mit mir! In tölliger Wein kam ich zu Ihnen, in unsäglichem Not — wie können Sie die Qual meiner heißen Liebe so grausam mißdeuten?“

„Beweist nicht Ihr Geständnis Ihre Meinung?“ rief sie schneidend.

„Ja —“

„Und Sie haben mich geliebt? Geliebt? Verlassen Sie mich!“

Wolfgang aber verließ sie nicht, sondern sank vor ihr auf die Knie.

„Gott sei gelobt,“ schluchzte er, seine Hände emporhebend wie in inbrünstigem Gebete, „nun weiß ich, daß du unschuldig bist! Verzeihe mir, du Arme, wie konnte ich nur einen Augenblick verzagen an einer solchen Seele! Wüßten will ich dafür, Jsa, was du mir auch auferlegst, büßen ein Leben lang! Was mir auch dunkel ist in deinem Sinn, ich will es hinnehmen als ein heiliges Geheimnis, das dir angehört und an das ich keinen Anspruch habe, bis du selbst den Schleier zu Lüssen dich entschließt — was es aber auch ist, so ist es nichts was dich, du Kleine, Herrliche, bestrecken könnte.“

Er stand auf und ging nach der Türe.

Der Assessor streckte ihm beneid die Hand entgegen. Betroffen ergriff sie der Ingenieur.

„Ihr Bild fragt, was das bedeutet?“ rief Ulrich mit leiser zitternder Stimme. „Es bedeutet meine Freundschaft, wenn Sie sie annehmen wollen. Kommen Sie.“

Er zog ihn mit sich fort, die Treppe hinauf, in sein Bureau.

„Sie sind frei, Herr Born,“ sprach er hier mit einer Freudigkeit, die auf die zurückgekehrte Ruhe seiner Seele schließen ließ. „In wenigen Stunden werden alle Formalitäten erfüllt sein.“

„Und sie?“ fragte Wolfgang schmerzlich.

„Trösten Sie sich, auch Fräulein Jsa wird in wenigen Tagen diesen traurigen Ort verlassen, nur zweifle ich, ob ihr die Entdeckung ihrer Unschuld zur Genugtuung gereichen wird. Gerade diese Entdeckung scheint es zu sein, die sie am meisten fürchtet.“

„Sie sprechen in Rätseln — wie soll ich Ihre Worte deuten?“

„Sie sollen sie vorläufig gar nicht deuten, nicht eher, bis ich selbst ihnen durch Handlungen Nachdruck verleihen kann.“

„So sind auch Sie nunmehr von Jsas Unschuld überzeugt?“ rief mit unterbehltem freudigem Erstaunen der junge Mann.

„Wie Sie selbst — fünf Worte haben mir alles verraten.“

„Fünf Worte?“ fragte erstaunt Wolfgang Born.

„Ja: die Worte: Und Sie haben mich geliebt?“ Oder richtiger der Ton noch mehr wie die Worte. O, Sie ahnen nicht, wie glücklich ich bin, und doch wie traurig zugleich, denn ich fürchte, ich werde dem Fräulein, um es zu retten, neuen Kummer bereiten müssen! O, warum sind Sie ihr, als Sie die Arme aus ihrem Hause gehen sahen, nicht gefolgt, Herr Born, Sie hätten sich und ihr vieles Leid erspart.“

„Auch das hat Ihr Scharfsinn herausgefunden?“

„Kann es anders sein — würden Sie sonst an ihr gezweifelt haben?“

„Sie haben recht. Ich war längere Zeit, ich weiß nicht mehr wie lange, in unerhörter Aufregung im Walde umhergestreift, als es mich mit Kanberkraft wieder nach der Villa zog, ob der für heute zurückermartete Bräutigam vielleicht angekommen sei, und der größere Lichtglanz der Fenster seine Anwesenheit verkünde. Da, gerade als ich hinter den letzten Bäumen versteckt auspähte, erblickte ich eine weibliche Gestalt, die sich rasch und vorsichtig dem Walde näherte. Ich stuzte, denn sie schien mir bekannt. Als sie weiter herankam, erkannte ich Jsa. Sie geht vielleicht ihrem Bräutigam ein Stück entgegen, dachte ich erst, aber bald verwarf ich den Gedanken, da sie dann doch in Begleitung ihres Vaters oder Bruders gewesen wäre. Meine Uhrne und Neugier stieg, als ich sie sich wie ängstlich umschauen und dann geraden Weges unter den Bäumen hingehen sah, im eiligen Lauf, als fürchte sie etwas zu veräumen. Sie hatte mich nicht wahrgenommen, ich beabsichtigte auch nicht, mich zu zeigen, da es doch immerhin möglich war, daß sie ihren Bräutigam empfing, und meine Gegenwart sie dann peinlich berühren mußte. Doch schließlich ich hinter ihr her, teils wie gesagt aus Neugier, teils aber auch aus Besorgnis und in der Absicht, ihr Schutz zu bieten, wenn sie dessen bedürfe. Bald aber kamen mich Zweifel an. Jsa war kein Kind, auch keines jener unselbständigen Geschöpfe, die nicht wissen, was sie wollen. Ich kannte ihren Stolz, ihre klare Einsicht, ihre Ueberlegung und Logik. Wenn sie sich abends allein in den Wald wagte, so besaß sie sicherlich einen triftigen Grund, — wer gab mir das Recht, ihre Geheimnisse zu belauschen? Ein Zufall konnte mich ihr verraten, würde sie mir dann nicht zürnen? So schwanfend und mit mir selbst zu Rate gehend, hielt ich mich weiter und weiter zurück, bis

so den sofortigen Tod zur Folge haben, ist nicht neu. Man versucht nun aber den Einfluß normaler Geistesaktivität auf den Blutumlauf festzustellen. Prof. Maso gelangte hier zu interessanten Resultaten. Mit Hilfe besonders konstruierter Apparate stellte er fest, daß bei der geringsten geistigen Erregung eine gewisse Menge Blut aus dem Körper nach dem Gehirn strömt, daß z. B. die Wahrnehmung eines kleinen Geräusches eine Blutwelle aus Armen und Beinen nach dem Kopfe jagt. Er fand, daß der Puls eines Menschen sich sofort veränderte, als derselbe vom Lesen eines Buches in seiner Muttersprache zur Lektüre eines griechischen Werkes überging. Maso gelangte in seinen Versuchen zu so großer Sicherheit, daß er aus den mit Hilfe seines Apparates gewonnenen Aufzeichnungen genau bestimmen konnte, ob der Untersuchte müde oder satt war, ob ihn Fror oder ob er über Hitze zu klagen hatte, ja selbst das Vorhandensein der Träume im Schlaf gab der Puls des Untersuchten mit Bestimmtheit an.

Hauswirtschaft.

Wie man die Zimmer beleuchten soll. Um bei hereinbrechender Dunkelheit einen Wohnraum zu erleuchten, begnügt man sich gewöhnlich damit, eine Lampe anzuzünden oder das Gas anzustecken oder das elektrische Licht aufzuzünden zu lassen. Sehr selten aber gibt man sich bei der Anbringung von Lichtquellen darüber Redenschaft, inwieweit die Beleuchtung dem Auge der Personen, für die sie bestimmt ist, zuträglich sein wird oder welche ästhetischen Wirkungen sie bei der Erhellung des Raumes hervorbringt. Und doch müßten gerade diese beiden Gesichtspunkte in wissenschaftlicher wie künstlerischer Beziehung sorgfältig berücksichtigt werden. Ein amerikanischer Ingenieur widmet nun dieser Frage eine größere Arbeit, in der er darlegt, daß die Zimmerbeleuchtung nicht nach einem laubläufigen und unüberlegten Schema, sondern nach genau festgelegten Prinzipien und einer ernsthaft ausgebildeten Kunst angelegt werden muß.

Bei der Erhellung unserer Wohnräume muß nach seiner Meinung das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden werden, um modernen Ansprüchen zu genügen. Vor allem ist es notwendig, daß das künstliche Licht nach Möglichkeit dieselben Vorteile gewähre wie das Licht des Tages. Das Auge ist an eine gleichmäßige Helligkeit gewöhnt, wie sie unsere Beleuchtungsarten nur schwer hervorbringen können. Die alten Lichterzeuger wie Kerzen und die verschiedenen Arten von Lampen waren nur flüchtige Surrogate des Sonnenlichtes, aber auch die so viel vollkommeneren modernen Erfindungen bedürfen der Verbesserung, um allen Anforderungen Genüge zu leisten. Zunächst muß man darauf hinarbeiten, die Ermüdung des Auges durch allzu starke Einwirkung von grünen und gelben Lichtstrahlen zu verhindern. Orangegelbes Licht ist vorzuziehen, indem man Lichtschirme anwendet oder andere Mittel, um das Lichtbündel zu zerlegen und die Strahlen abzumildern. Sodann ist das Auge an Licht gewöhnt, das in schräger Richtung einfällt. Lichtstrahlen, die in gerader oder in gerade zurückgeworfener Richtung die Netzhaut treffen, verursachen, selbst wenn die Lichtquelle nur mäßig stark ist, oft eine zeitweilige Lähmung des Sehentrums. Eine Sänftigung und Milderung des künstlichen Lichtes durch Schirme und Mägen ist daher notwendig, aber es muß zugleich das Augenmerk darauf gerichtet werden, daß die Strahlen in der für das Auge günstigsten Richtung einfallen. Kristallkonduktoren, deren Prismen das Licht zerstreuen, müssen daher zugunsten von Leuchtkörpern, die sich den Bedingungen des Sehens besser anpassen, aufgegeben werden. Außerdem ist es nötig, die Zimmerbeleuchtung mit der Farbe der Tapeten und der Stimmung des ganzen Raumes in Harmonie zu setzen. Dabei empfehlen sich für die Innendekoration helle Farben. Deden von glänzendem Weiß und Tapeten in warmen, matten Tönen, auch Möbel, die keine allzu starke und unruhige Schatteneinwirkung hervorbringen.

Allerlei.

Meiderrugus in alter Zeit. Der Meiderrugus ist nichts Neues in unserer Welt. Und wenn insbesondere an Goffleibern und gar an solchen für die Hochzeit einer Fürstin oder Millionärin eine große Summe verwandt wird, so hat das schon in früherer Zeit Vorbilder. Damals wetteiferten sogar noch die männlichen Teilnehmer an Festen mit den weiblichen an Pracht und Buntheit der Gewänder. Wie heute, wo zu den Ausstell-

ungen der Hochzeitsgesellschaft einer Prinzessin Tausende wandern und gerne für den Anblick eine Markt offen, wurde auch damals schon solche Pracht angebracht und nicht nur angebracht, sondern auch beschrieben und der staunenden Nachwelt in bisleibigen Chroniken überliefert. — Die Herrliche und Kostbarkeit der Frauengewänder wurde um das 15. Jahrhundert in erster Linie darnach eingeschätzt, aus wieviel einzelnen schmalen Zeugstückchen, oft alle Farben nebeneinander, das ganze Kleid zusammengesetzt war; diese Zeugstücke wurden mit schmalen Spangen und Treffen zusammengehalten. Dazu kamen goldene Bürtel und Schnallen aller Art. Auch die Strümpfe waren mitunter mit goldenen Fäden umbunden, die Schuhe mit Silber belegt.

Besondere Kunst wurde zur gleichen Zeit aber auf die Schuhe der Männer verwandt, die in mehr oder weniger große „Schäbel“ ausliefen und mit Schnörkeln und Gestalten belegt wurden. Aber auch auf den Hosen und Röcken fand sich eine Menge Zierat und Besatz, der bei Heinrich III. von Frankreich (1574—1589) auf etwa 4000 Ellen insgesamt geschätzt wurde.

Freilich, das will noch wenig gegen den Fuß sagen, den nach einem alten Bericht Maria von Medici, die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich (1642 f) auf ein einziges Gewand gesetzt haben soll, als es die Taufe ihres Sohnes galt: da soll die Bedauernswerte nicht weniger als 32 000 Perlen und 3000 Diamanten mit sich herumzuschleppen gehabt haben.

Was solche Roben für Geld kosteten, läßt sich leicht ermessen. Man mag die Berichte für übertrieben halten, die dem 1473 in Paris einreitenden Karl von Burgund einen Hof im Werte von 200 000 Goldgulden zuschreiben, bei Ludwig XIV. (1643—1715) bei einer Audienz gar die Diamanten am Kleide mit 5 Millionen, die Knöpfe auf 3 Millionen, die Handschuhe und Degen auf 2 Millionen angeben — aber daß Hunderttausende häufig für Kleiderpracht aufgewandt worden sind, wird sich nicht bezweifeln lassen.

Wenn die höchsten und allerhöchsten Herrschaften mit solchem Beispiel vorangingen, darf man sich nicht wundern, daß auch in den unteren Schichten der Luxus nachzuahmen versucht wurde; da wurden dann langatmige Erlasse losgelassen, um den Luxus einzuschränken, der den Wohlstand der Städte untergrub. Aber genügt hat es wenig, wie uns überliefert wird. Nach dem oben Angeführten ist das nicht zu verwundern.

Das unanständige Taschentuch. Die Einführung der Taschentücher stieß auf manche Hindernisse; es gab Zeiten, wo selbst die feinsten Französinnen sich den Ansehen gaben, diesen Gegenstand nicht zu kennen, der in guter Gesellschaft nicht benutzt werden durfte. Selbst die Schauspielerinnen durften in den tränenvollsten Szenen dasselbe nicht anwenden. Madame de Sevigné war die erste, welche den Mut hatte, auf der französischen Bühne ein Taschentuch in der Hand zu tragen, aber wenn das Stück die Erwähnung dieses verpönten Stücks verlangt, sprach sie von ihm als dem „zarten Gewebe“. Als einige Jahre später Vigne den „Ottelo“ auf die Bühne brachte und das Wort „Schnupstuch“ ohne Scheu ausgesprochen wurde, brach ein Sturm der Entrüstung los. Die Kaiserin Eugénie machte dieser Prüderie ein Ende. Sie hatte schlechte Nähe und verdeckte diese hinter einem mit kostbaren Spitzen besetzten Taschentuche, das sie fast beständig vor dem Mund hielt. Die Hofdamen folgten diesem hohen Beispiele und das Taschentuch nahm bald eine hervorragende Stelle unter den Gegenständen weiblicher Toilette ein. So groß die Prüderie, so korrupt oft die Sitten. Davon ist auch die Geschichte des unanständigen Taschentuches in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts ein Beweis.

Aus den Witzblättern.

„Meggendorfer Blätter.“

Berechtigt. Herr (der in einem Restaurant einen Bekannten trifft): „Was können Sie mir empfehlen?“ — Freund (der schlecht gegessen): „Daß Sie sich schleunigst selbst empfehlen.“

Fatal. „Na, bist du gestern wirklich zu Pferde zu deinem Rendezvous gekommen?“ — „Nein, die Währe hatte jedenfalls auch eins, aber wo anders!“

Schwierig. Gefängnisdirektor: „Sie können Ihrem Verurteilten empfehlend beschäftigen werden; was sind Sie denn?“ — Straf- ling: „Ausgeber!“

Druck von G. & U. C. e., Karlsruhe i. D.

ich sie aus den Augen verloren hatte. Nun besiel mich plötzlich wieder ungeheure Angst um sie, ich machte mir Vorwürfe ob meiner Jaghaftigkeit und suchte sie wiederzufinden, aber umsonst — sie war und blieb an diesem Abend für mich verschwunden.

„Und welche Richtung schlug sie ein?“
„Nach dem Bergweg, auf welchem ihr Bräutigam herkommen mußte.“

Der Professor schritt nachdenklich auf und ab. „Ich sehe wohl“, erklärte er darauf, „es wird mir nie gelingen, der Urheberschaft dieses Verbrechens auf die Spur zu kommen, wenn ich nicht vorher auf die Persönlichkeit des Ermordeten selber volles Licht ausstrahlen lasse. Hinter den Kulissen dieser Verlobung spielt etwas: ich muß wissen, welche geheime Fäden diesen Abenteuerer mit der Familie Nover verknüpfen. Habe ich erst das Geheimnis ergründet, welches uns die Unschuld Nias verbirgt, so hoffe ich der Aufklärung nahe zu sein.“

„Was gedenken Sie zu tun?“ forschte Born begierig.
„Darüber lassen Sie mich vorderhand noch schweigen. Wenn mein Plan gelingt, so ist Nias in einigen Tagen frei, ich muß also gleich an die Ausführung gehen. Jede Stunde, die wir das arme Mädchen in ihrer unwürdigen Lage lassen und der Ausübung ihrer heiligsten Pflichten entziehen, brennt wie eine Todtünde auf meinem Herzen, denn sie ist in Wahrheit ein Engel und vielleicht in noch höherem Grade, als selbst Sie auch nur ahnen.“

„Wie freue ich mich, daß sie in Ihnen einen so warmen Freund gefunden hat.“
Der Professor verbarß das schmerzliche Lächeln, das seinen Mund umso, hinter einer Maske, die er, wie um etwas darin nachzuschlagen, dicht vor das Antlitz hielt. Eine Stunde später verließ Wolfgang Born das Amtsrathaus von T., — er war frei, frei!
(Fortsetzung folgt.)

Vom Fels zum See.

Von Anton Fendrich.

II.

Durchs Gauertal.

Ueber die Douglasshütte waren während einiger Tage ganze Sturzwellen von wandernden Gesangsvereinen gegangen. Man war keinen Augenblick sicher, daß sie nicht irgendwo mit einer ihrer Glanznummern loslegten. Da war es eine Erfrischung, als einmal eines Abends die Wirtstube ziemlich leer blieb. In einer Ecke saß nur ein stiller, älterer Herr mit langem Graubart. Ich trat vor die Hütte hinaus. Die Stille der Nacht lag über der Felseneinsamkeit. Nur die Winde fangen leise um die Klippen. Wie ein in der Ferne rollender Eisenbahnzug hörte sich das Rauschen der Gletscherbäche an, und eintönig schlug der Hammer des kleinen Quellturms unten am See. Am Himmel breitete sich die ganze Sternenspur aus, und im See stand in einem Spiegelbild von fast beängstigender Deutlichkeit die Bergwelt. Da hingen Stimmen vom Weg herauf; ruhige, anständige Stimmen. Die Mehrzahl der Menschen, auch sonst ganz passable Leute, werden unangenehm laut und selbst großsprecherisch in diesen Höhen. Als ich wieder in die Wirtstube trat, sahen die Neulingen an einem runden Tisch bescheiden und fröhlich zu Nacht. Lauter junge Menschen, etwas über ein halbes Dutzend. Frische, einfache Gesichter. Nur einer, der Jüngste, hatte die Merkmale moderner Bildung auf seinen Zügen. Ich weiß nicht, ob einer von Wilhelm Buschs unsterblichen Anaben, Max oder Moriz, nach ihren Untaten später aufs Gymnasium ging. Wenn aber, dann hat er sicherlich ausgelesen, wie dieser Jüngste der kleinen Bergschär. Er zündete nach dem Essen eine lange, schwarze Virginia an und rauchte dieses Kraut mit einem souveränen Lächeln auf dem Gesicht, das mit einem Stülpnäschen, zwintrnden Augenlein und zwei sehr lähn darüber aufsteigenden Augenbrauen geziert war. Der etwas mürrisch dreinsehende Graubart hatte die Gesellschaft anfangs kritisch gemutert, ließ aber bald wohlwollende Blicke über die jungen Leute streifen. Der unerschrockene, jugendliche Raucher hatte bald eine Zither vor sich und ein anderer nahm eine Gitarre um den Hals. Ein fröhliches Gezapfe und Gezirpe, in welches zuerst leise, dann lauter die Stimmen der anderen einfielen, erfüllte die Wirtstube. Aus der halbgeöffneten Klüdenkürr schauten die Mädchen herein. Der Graubart

redete mit seinem Stuhl an den Tisch und bräunliche Hühneraugen mit. Auf die Frage des Zither spielenden Jünglings, ob niemand geigen könne, nahm ich mich einer neben dem Spiegel hängenden alten Violine an. Nach einstudivem sinnigen Aufstiegen kannten sich die Mitglieder des kleinen Orchesters: „Verein der Alpenfreunde aus Götzhis im Rheintal“; der rauchlustige Anabe: Quartaner auf dem Gymnasium in Bregenz. Ist mit Vorzugszeugnis nach der Tertiar promoviert. Der ältere Herr: ein bekannter Alpinist, gleichfalls von Bregenz; einer von der abgelagerten und geläuterten Sorte. Kein Gipfelschmecker.

Am andern Morgen zogen wir miteinander durchs Gauertal, das schönste Tal des Montafon. Schon wenn man die engianübersäten Matten vom See hinaufsteigt gegen das Verzäpfel, und es der Blumen immer mehr und schönere werden, ahnt man, daß die wilden Elemente des Hochgebirgs hier nicht wüten dürfen. Es ist eine Freistatt für alles frohe, farbige Leben der Alpenwelt, eine blumige Dasei in der Steinwüste. Hohe, grün überkleidete Halben mit scharfen Graten wehren auf der Nordseite und weiße himmelschleibende Wände auf der Südseite den Stürmen. Blaue Primeln, violette Alpenveilchen, weiße Mannschildchen, larmosinrotes Steinkraut, alles, was es an Zartem und Duftigem im Garten der Alpen gibt, das blüht hier. Die feinen lilafarbenen Alpenglädchen haben es nicht erwarten können, bis aller Schnee weg war, und sind mit den gierlich gefransten Blüten durch die letzten dünnen Firnschichten gebrochen. Droben von dem kleinen Felsenschroffen herab grühen die Edelweißsterne. Die Alpenfreunde aus Götzhis müssen hinaus, aber der Mentor aus Bregenz mahnt zur Schonung: „Nur ein paar! Die andern hübsch stehen lassen! Und Obacht geben, daß Sie keinen Stein herablassen!“ Dann sagt er mir, daß er schon seit 20 Jahren keine Blumen mehr auf den Hut tue. Außer dem silbernen Edelweiß vom „Deutsch-Oesterreichischen“ nichts. „Da drinnen muß n'r des alles mitnehmen,“ meint er und deutet damit aufs Herz. Auf einmal greift er aber rasch aus, gerade als ob es ihn gereue, etwas gesagt zu haben, was ich vielleicht nicht verstanden haben könnte. Und immer an der Kirchspitze geht es hin. Ihr Aufbau ist so feierlich und hebeitsvoll, die Farben ihrer senkrechten Mauern sind so helter, daß man diesen lichten Felsenpalast nie vergessen kann, wenn man ihn einmal im Schimmer eines hellen Sommertages gesehen. Und unser alter Herr leßt uns nachsichtig und meilenfern von jeder Schulmeistererei ein Kolleg über Geologie. Wie die bläulichschwarzen Schieferblätter und die weinroten Wände des Kalkschiefers in die Kalkwände eingeweiht wurden; wie sich die Urgesteinreste vom Granit und Gneis aus dem Zentralmassiv der Alpen in diese späten Trias-schichten verirrten und dort auf ewig eingeteilt sind. Dann gab es etwas Botanik im Weiterwandern. Die Blumen wurden möglichst nicht abgerissen, sondern häuchlings am Boden studiert. Die Murmeltiere in den Felsen gerieten in eine helle Aufregung über diesen Anschauungsunterricht, piffen fortwährend und wütend Marm und ließen uns, aufrecht auf den vorpringenden Platten sitzend, nicht aus den Augen.

Am Schweizerort wurde auf einem kleinen Mattenlopf gestrast. Durch dieses Niesenportal, dessen rechter Vorflügel die weiße Wand der Kirchspitze und dessen linker der dunkle dreihundert Meter hohe Abstieg der Druzenfluh bildet, leuchtete die Schweizer Firnenwelt herein. Eine heilige Sonntagsruhe lag über dem schimmernden Bergland des Engadin. „Jetzt sollte's was Schönes blasen, hinüber zu den Schweizerhütten, daß die Hirten auch einen Gottesdienst haben,“ meinte der Alte zu einem der Götzhiser, der eine Trompete auf dem Rücken trug und sich bis dahin nicht hatte verlauten lassen. Der schnallte das blinkende Instrument ab und zog verschämt ein Notenblatt aus der Tasche. Er konnte halt in Gottesnamen einmal nicht auswendig spielen. Das Notenblatt gab er einem Kameraden, der sich zuerst drüben in dem vom Gletscher zerschliffenen Felsen einen Platz suchte, damit es die Töne auch weit hinauswerfe. Dort setzte er sich und hielt das Notenblatt mit zwei Händen in die Höhe. Der Trompeter nierte sich auf einer Rasenbank davor. Die klaren einfachen Töne eines alten Schweizerliedes klangen hinüber zu den Hütten und langsam kam das Echo wieder. Alle saßen still und andächtig da. Nur der Tertianer lag, in einer malerischen Stellung einsam auf dem grünen Mattenküpfchen und schmauchte eine neue steil im Munde stehende Virginia. Er genoß in vollen Zügen das Vorrecht seiner Jahre, sich in solcher Großartigkeit selbst doch noch am großartigsten vorzukommen.

„Vom Oesenpah hinauf durchs eigentliche Gauertal an der Hindauer Hütte vorbei war es ein köstliches müheloses Wandern. Die ganze Höhenwelt, die lichtfarbenen Felsstürme, die satgrünen Alpenwiesen, die braunen Sennhütten, die dunklen Tannen und hellen weidenden Kühe, alles war von einem blauen seligen Licht umflossen. Kleine weiße Wölkchen segelten am Himmel, ruhten einmal auf den höchsten Gipfelsagen aus oder umkreisten sie, bevor sie weiterzogen.“

Je weiter es hinauf ging ins Tal, desto stärker dufteten die Matten. Holz standen die Häuser der Maisassen im Blumenschmud. Eine Stunde lang dem tosenden Bach entlang, über dem dichtes Erlengebüsch zu einem grünen Spitzbogengang zusammengezwungen war. Und endlich, nach sieben unergelichen Wanderstunden, das schöne Tschagguns. In den Sonntagskleidern heuten die Bauern auf ihren Matten, die Frauen rauchten ihre Pfeifen ebenso wader wie die Männer, und die Glocken der schmucken Kirche läuteten weit hin über das Montafon.

Elternverein für freie Erziehung.

Durch die auf dem Mannheimer Parteitag angenommene Resolution zur Volkserziehung hat die Sozialdemokratie die Erziehungsarbeit als wichtigste Aufgabe der Eltern anerkannt, zu der sie sich durch strenge Selbstzucht und durch ihre eigene — vor allem theoretisch-sozialistische — Weiterbildung vorbereiten sollen. Daß die Förderung dieser Arbeit eine ernste Pflicht der Partei sei, wurde in der Debatte besonders durch Clara Zetkin hervorgehoben. Es handelt sich für uns nun darum, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen. Gewiß wirkt die durch den Bildungsausschuß und die örtlichen Kommissionen gleicher Art gepflegte Bildungsarbeit, die vorwiegend der politischen und wirtschaftlichen Fortbildung der Erwachsenen gewidmet ist, bereits in diesem Sinne. Daneben aber bleibt noch ein weites und der Bearbeitung dringend bedürftiges Arbeitsgebiet für spezielle und eingehende Behandlung der eigentlichen Erziehungsfragen. Aus der Erkenntnis der Wichtigkeit dieser bisher noch unzulänglich behandelten Erziehung zur Erziehung hat der im Frühjahr 1906 in Charlottenburg begründete Verein Freier Kindergärten neben der Unterhaltung im modernen Geiste geleiteter Kindergärten die Veranstaltung von Elternabenden und die Ausgabe von pädagogischen Merkblättern in sein Programm aufgenommen. Auf den Elternabenden wird ein sachmännisches Referat erstattet, dem freie Sprache folgt. In dieser Weise wurden behandelt: „Die Erziehung ohne Prügel“ (Zul. Vorchardt). — „Gebt den Kindern keinen Alkohol“ und „Die Verhütung ansteckender Kinderkrankheiten“ (Kinderarzt Dr. Vorchardt). — „Warum lügt mein Kind?“ (Frau Toni Süßmann). — „Kinderschutz“ (S. Katzenstein).

Nachdem nun durch die zu Ende März ds. Jz. erfolgte, inzwischen vom Kultusminister bestätigte Schließung des ersten vom Verein errichteten Kindergartens, dem Verein die direkte Erziehungsarbeit unmöglich gemacht worden ist, hat er diesen Gewaltstreik zur Veranlassung genommen, nunmehr um so energischer die planmäßige Aufklärung der Eltern über ihre häuslichen Erziehungsmöglichkeiten und -pflichten zu betreiben. Er hat daher die Veranstaltung zunächst eines Zyllus zusammenhängender Elternabende beschlossen, in dem folgende Gegenstände behandelt werden sollen: „Was ist freie Kindererziehung?“ — „Die Arbeiterfrau als Mutter.“ — „Die Mängel unserer Schule und die Aufgaben der Familie.“ — „Die Erziehung im vor- und schulpflichtigen Alter.“ — „Die Erziehung des Schulkindes.“ — „Die Erziehung des heranwachsenden Kindes.“ — „Die Prügelstrafe.“ — „Persönlichkeit und Gemeinschaft.“ — „Körperpflege.“

Sobald diese Veranstaltung, die zunächst für Charlottenburg geplant ist, den wünschenswerten Anklang findet, ist ihre Ausdehnung auf die übrigen Stadtteile Groß-Berlins und die weitere Spezialisierung des Arbeitsfeldes ins Auge gefaßt: „Gesellschaftliche Aufklärung.“ — „Körperpflege.“ — „Tierchutz.“ — „Sozialpolitik und Erziehung.“ — „Kind und Strafrecht“ und anderes, ferner die Einrichtung von Mutterkursen. Soffen wir, daß es dem „Elternverein für freie Erziehung“ — dies der jetzige Name des Vereins — gelingen wird, in der deutschen Arbeiterschaft das vielfach noch schlummernde Interesse für die wichtige und heilige Sache der Kindererziehung zu wecken und zur Nach-eiferung auch außerhalb Berlins anzuregen. Die Vorstandsmitglieder Fr. Toni Süßmann, Charl. Berkmeyerstr. 190 und

S. Raabersheim, Anstaltsdr. 70. Was gerne bereit, bei der Gründung von Kreis- oder selbständigen Vereinen gleicher Art jede gewünschte Auskunft zu erteilen.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Ueber den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße plaudert Josef Popper in der Politisch-Anthropologischen Revue. Popper glaubt aus zahlreichen Beispielen aus Geschichte, Kunst und Wissenschaft nachweisen zu können, daß geistige Größe meist Hand in Hand geht mit körperlicher Kleinheit. Schon der in der Sage verkörperte allgemeine Volksglaube, der die Zwerge klug, die Riesen aber dumm sein läßt, der dem schlaunen Kleinen David dem dummen großen Goliath gegenüberstellt, der Loke, den Klügsten aller Götter, sich als Klein vorstellt, entspricht dieser Auffassung. Sie wird bestätigt durch das, was wir über die Körperstatur hervorragender Menschen wissen. So waren die Staatsmänner Alexander der Große, Jäsar, Friedrich der Große, Napoleon, Gladstone, Windthorst, die Männer der Wissenschaft: Kant, Schopenhauer, Spinoza, Newton, die großen Maler: Raffael, Michel-Angelo, Mengel, die Musiker: Beethoven, Mozart, Wagner, die Dichter: Dante, Horaz, Goethe, Heine, Klein oder höchstens mittelgroß.

Groß waren Leonardo, Schiller, Heibel, Helmholz, Bismarck. Doch hat Popper auch für diese Ausnahmen eine Erklärung. Wie nämlich aus Andeutungen von Zeitgenossen dieser Männer hervorgeht, waren dieselben vor allem groß durch einen mächtig entwickelten Oberkörper und Kopf, während die Beine verhältnismäßig kurz waren. Dasselbe scheinbare Mißverhältnis finden wir aber auch bei kleinen „großen“ Männern, von denen teilweise direkt bekannt ist (Raffael), daß sie beim Sitzen über ihre Mitmenschen hinausragten. Daraus würde also weiter folgen, daß das Ausschlaggebende das Verhältnis zwischen Kopf und Rumpf einerseits und den Beinen andererseits ist. Je weniger Kräfte und Säfte der Körper für die Ernährung der ja nur den Zweck der Fortbewegung dienenden Beine aufzuwenden hat, desto mehr bleibt ihm für die edleren Organe und vor allem für das Gehirn selbst. Oder auch umgekehrt: je mehr das sich höher entwickelnde Gehirn und die von diesem direkt inervierten inneren Organe für sich beanspruchen, desto mehr müssen die Beine in ihrem Wachstum zurückbleiben. Dieses für Intelligenz zeugnende „Mißverhältnis“ findet sich aber am häufigsten bei kleinen Personen; große Leute haben gewöhnlich auch relativ — nicht nur absolut — lange Beine und einen verhältnismäßig kleinen Kopf. Anderenfalls bilden sie eben die erwähnten Ausnahmen.

Diese geistreiche Hypothese wird allen kleinen Männern, die über dieses Manko bis jetzt vielleicht mit der Natur gekadert haben, ein Trost sein. Im übrigen ist ja jeder selbst in der Lage, sich durch Beobachtungen in seinem Bekanntenkreis Material zur Beurteilung ihrer Richtigkeit zu verschaffen.

Völkerkunde.

Der Alkoholismus bei den alten Römern zeigte weit schwerere Formen als heute. Sie waren trotz ihrer Dekadenz wahrscheinlich doch widerstandsfähiger als die heutige Generation. Das übliche Weingefäß zur Zeit der römischen Kaiser war der Congius. Er enthielt etwas mehr als ein Liter, oder rund 10 Liter jetzigen Maßes. Einen solchen Pokal von 10 Liter schweren Weines konnte damals Novellius Torquatus auf einen Zug und ohne abzusehen austrinken. Kaiser Liberius, der in frühen Jahren selbst ein großer Weinschwelger gewesen, wählte einer solchen Trinkprobe selbst bei. Dieser Trinktünstler, der den Ehrennamen Tricongius (Zwölf-Pokalen-Mann) führte, erfreute sich aller Achtung und hatte alle Ehrenstellen vom Prätor bis zum Prokonsul hinauf bekleidet. Von Plinius dem Älteren erfahren wir aus seiner Naturgeschichte, daß die Sitte, den weißen Wein mit Pinienharz zu versehen, das ist zu piken oder refinieren, wie wir solche bei den heutigen Griechen finden, schon damals irweiter Ausdehnung herrschte.

Medizinisches.

Geistesstätigkeit und Blutverteilung. Daß starke Eindrücke, die wir empfangen, großen Einfluß auf unser Gefäßsystem ausüben, ist schon lange bekannt. Auch die Beobachtung, daß große unerwartete Freude oder plötzlicher Schreck das Herz lähmen und